

Was bleiben wird
Wie prägt Corona die
Gesellschaft? Die Antwor-
ten der Soziologie sind
vielfältig. HINTERGRUND 3

Abschied in Notzeiten
Das Corona-Versammlungs-
verbot veränderte auch
die Abdankungsfeiern im
Aargau. REGION 10



Foto: Dominik Butzmann

Die grosse Befreiung
Vor 75 Jahren endete in
Europa der Krieg. Ein Opfer
der Judenverfolgung
erinnert sich. DOSSIER 5-8

Kirchgemeinden
Infos aus Ihrer Kirchengemeinde enthält der zweite Bund oder die separate Gemeindebeilage. BEILAGE

reformiert.

Aargau

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 5/Mai 2020

www.reformiert.info

Hilfswerke befürchten einen Einbruch der Spenden

Pandemie Hilfswerke der reformierten Kirchen passen ihre Projekte in Afrika der Corona-Krise an. Eine wichtige Rolle spielt dabei auch die Verbesserung von hygienischen Massnahmen.

In welchem Ausmass das Coronavirus in Afrika um sich greifen wird, ist noch ungewiss. Einig sind sich Experten aber schon heute: Die Massnahmen zur Eindämmung der Ansteckungen wie Ausgangssperren und weitere Einschränkungen werden enorme sozio-ökonomische Auswirkungen auf die arme Bevölkerungsschicht haben.

Besonders betroffen ist die Sub-Sahara-Zone, wo rund 86 Prozent der Menschen Jobs nachgehen, die der Staat weder kontrolliert noch registriert. «Strassenarbeiter, Kleinbäuerinnen oder Hausangestellte leben meist von der Hand in den Mund. Ausgangssperren bedeuten für sie kein Geld und somit auch kein Essen auf dem Tisch», sagt Katharina Gfeller, Abteilungsleiterin Internationale Beziehungen bei Mission 21, dem evangelischen Hilfswerk in Basel.

Seifen verteilen

Wegen der Corona-Krise verschiebt Mission 21 derzeit innerhalb einzelner Projekte die finanziellen Mittel. So hat die Organisation etwa die Präventionsarbeit für Hygienemassnahmen im Südwesten von Kamerun verstärkt, wo die Unterdrückung der englischsprachigen Minderheit eine halbe Million Menschen in die Flucht zwang. Diese erhalten nun neben Decken, Zelten, Nahrungsmitteln und Medikamenten auch Seifen und Desinfektionsmittel. Partnerorganisationen bauen in Dörfern Lavabos.

Um die Ansteckung einzudämmen, informieren Pfarrerinnen und Pfarrer von Partnerkirchen über die Massnahmen in ihren Predigten, die sie per SMS und Whatsapp verschicken. Ebenfalls ein Informationskanal sind die kirchlichen TV- und Radiostationen, die auch in Regionen ausgestrahlt werden, die kein Internet haben. «Dank der Verankerung unserer Partnerkirchen in den Gemeinden erreichen wir viele Menschen», sagt Gfeller.

Doch nicht nur Präventionsarbeit sei wichtig. «Wir unterstützen Frauen bei der Herstellung von Seifen und dem Nähen von Masken, um ihnen in der Krise zu Einkommen zu verhelfen», erklärt Gfeller. Während Mission 21 in Kamerun bisher noch arbeiten konnte, laufen in Nigeria die Projekte beschränkt weiter. Die Regierung hat dort die Ausgangssperre verhängt.

Vom Verbot, die Häuser zu verlassen, sind ebenfalls Projekte des Hilfswerks Evangelischer Kirchen



Solche Schutzausrüstungen gegen Ansteckung sind in Afrika vielerorts auch für Ärzte Mangelware.

Foto: Getty Images

Schweiz (Heks) betroffen. «Deshalb arbeiten unsere Partner vor Ort etwa in Uganda ausschliesslich über digitale Kanäle», sagt Regula Hafner, Heks-Abteilungsleiterin Afrika und Lateinamerika. «Wir setzen gleichzeitig alles daran, die Projekte weiterzuführen, die zur Steigerung des Einkommens oder zur Ernährungssicherheit beitragen.» Länder mit einem schwachen staatlichen Sozialsystem, wie etwa in Niger oder im Kongo, könnten die sozio-ökonomischen Auswirkungen der Pandemie für die Bedürftigsten nicht abfedern, sagt Hafner.

In Äthiopien ergänzt das Heks derzeit das Nothilfeprojekt in der von der Heuschreckenplage heimgesuchten Region Borana mit der Verteilung von Wascheinern, Seife und Desinfektionsmitteln. Zudem hat das Werk eine Informationskampagne lanciert, um der Verbreitung des Virus entgegenzuwirken. «Wir erkennen erste Resultate: Die Menschen schütteln sich weniger die Hände», sagt Boru Jarso, Heks-Kontaktperson in Äthiopien.

Für die Präventionsmassnahmen stimmt sich das Heks in Äthiopien und den anderen Ländern mit den Regierungen ab und orientiert sich an internationalen Standards. Heks koordiniert seine Massnahmen zudem mit anderen Mitgliedern des

internationalen Netzwerks Act Alliance kirchlicher Hilfswerke, um etwa die Menschen über die Kirchen besser zu erreichen.

Schulden erlassen

Solidarität zu zeigen, sei gerade jetzt wichtig, findet die Heks-Mitarbeiterin Regula Hafner: «Es könnte schwieriger werden, Spenden fürs Ausland zu sammeln, da die Schweizer Bevölkerung mit den Nöten hierzulande konfrontiert ist.» Auch die katholische Ordensschwester Nathalie Kangaji ruft zu solidarischem Handeln auf. Sie war der letztjährige Gast der ökumenischen Fastenkampagne und lebt in Kinshasa, der Hauptstadt der Demokratischen Republik Kongo. Teile der Stadt sind abgesperrt, nachdem ein Bewohner nach seiner Rückkehr aus Europa an Corona starb.

«Wenn sich die afrikanischen Länder mit den bereits versprochenen Überbrückungskrediten und Hilfgeldern für die Corona-Krise weiter verschulden, wird die arme Bevölkerung immer ärmer», hält Sœur Nathalie fest. Deshalb sollten den armen Ländern Afrikas die Schulden erlassen werden, wie dies der französische Präsident Macron, Papst Franziskus und über 200 Organisationen der Zivilgesellschaft forderten. Nicola Mohler

«Wenn sich die afrikanischen Länder mit den Hilfgeldern für die Corona-Krise weiter verschulden, werden die Armen immer ärmer.»

Nathalie Kangaji
Ordensschwester aus Kinshasa

Kommentar

Auch die Hilfe muss grenzenlos sein

Das winzige Wesen hat eine riesige Wirkung. Das spüren wir schon in der Schweiz. Doch in Entwicklungsländern könnte das Coronavirus erst recht zu Katastrophen von enormem Ausmass führen. «Da wird es Szenen geben, die wir uns heute noch nicht vorstellen können», sagt etwa der deutsche Epidemiologe Maximilian Gertler gegenüber dem Portal Watson. Er war für Ärzte ohne Grenzen in Afrika, als dort Ebola ausbrach. UN-Organisationen warnen ebenfalls vor einem humanitären Desaster. Die Auswirkungen auf die Gesundheit und damit die medizinische Versorgung ist dabei nur ein Problem – wenn auch ein gravierendes. Vorerkrankungen sowie Mangelernährung machen selbst Jüngste zu Risikopersonen. In den Slums, wo in Afrika etwa die Hälfte der Bevölkerung lebt, und in grossen Flüchtlingslagern sind Menschen auf engstem Raum zusammen. Wasser ist Mangelware. Wie sollen sie Distanz wahren und strikte Hygiene einhalten?

Hilfe dort hilft auch hier

Hinzu kommen prekäre wirtschaftliche und gesellschaftliche Umstände. Wenn Gelegenheitsjobs wegfallen, haben viele sofort nichts mehr. Schon jetzt herrschende soziale, ökonomische und politische Krisen werden verstärkt. Mittel, um die Bevölkerung zu unterstützen, sind äusserst knapp. Und dann ziehen auch noch Investoren ihr Kapital ab.

Das zeigt, dass die Entwicklungsländer auf mehreren Ebenen Unterstützung brauchen. Aufklärung, Hygienesets, Seife und Desinfektionsmittel, Stärkung der medizinischen Versorgung und auch direkt wirkende wirtschaftliche Hilfe sind unabdingbar. Auch wenn wir in Europa zurzeit stärker mit uns selbst beschäftigt sind als in normalen Zeiten: Die Unterstützung muss grenzenlos sein, möglichst noch vor der totalen Ausbreitung des Virus. Das würde schliesslich allen dienen. Denn auch die Folgen humanitärer Katastrophen sind grenzenlos.



Marius Schären
«reformiert.»-Redaktor
in Bern

Die Kirchennacht findet am 28. Mai 2021 statt

Absage Bei Redaktionsschluss der letzten Ausgabe von «reformiert.» bestand bei den Organisatoren noch Zuversicht, dass die zum nationalen Event gewachsene «Lange Nacht der Kirchen» wie geplant am 5. Juni 2020 stattfinden könnte. 36 Stunden später aber war klar: Im Einklang mit Österreich und anderen europäischen Ländern, welche ebenfalls eine Kirchennacht mit Events vorgesehen hatten, findet das Grosseignis nun erst am 28. Mai 2021 statt. «Die Kirchgemeinden sind alle in den nächsten Wochen anderweitig gefordert», schreibt die Reformierte Landeskirche Aargau. Es sei wichtig gewesen, für die Planung der Grossveranstaltung klare Verhältnisse zu schaffen. ti

Zahl der Austritte so hoch wie noch nie

Mitgliederschwund 3716 Personen sind im vergangenen Jahr aus den 75 reformierten Aargauer Kirchgemeinden ausgetreten – so viele wie noch nie zuvor. Damit verliessen insgesamt 2,3 Prozent der Mitglieder in einem einzigen Jahr die Kirche. Rückläufig war im vergangenen Jahr auch die Zahl der Taufen: 837 gegenüber 1008 im Vorjahr. Auch die kirchlichen Trauungen verzeichneten einen Rückgang, von 197 auf 158. Mehr oder weniger stabil geblieben sind die Zahlen der Konfirmationen (1234, minus 56) und der Abdankungen (1772, minus 2). Eintritte und demografische Entwicklung mitgerechnet, sank im Aargau die Mitgliederzahl um 3417 Personen. Ende 2019 hatten die 75 Kirchgemeinden insgesamt 157 809 Mitglieder. ti

Finanzreglement wird im September beraten

Synode Das reformierte Kirchenparlament, die Synode, berät am 23. September im Aarau Grossratsaal gewichtige Traktanden wie Jahresrechnung, Jahresbericht und das neue Finanzreglement. Wegen der Corona-Krise haben Synodenpräsidentium und Kirchenrat beschlossen, den Juni-Termin für die Versammlung zu verschieben und die Sitzung im Herbst durchzuführen. Selbst wenn das Versammlungsverbot Anfang Juni wieder aufgehoben werde, könnten die Entscheidungen der Synode nicht angemessen vorbereitet werden, schreibt die reformierte Landeskirche. ti

Hilfswerke bangen um Spendeneinnahmen

Pandemie Die Hilfswerke Brot für alle und Fastenopfer bangen um die diesjährigen Einnahmen aus der Ökumenischen Kampagne. Gemäss dem Medienportal ref.ch mussten wegen der Corona-Krise zahlreiche Veranstaltungen und Aktionen abgesagt werden. Die Rosen, welche jeweils während der Kampagne verkauft werden, mussten dieses Jahr gratis in Altersheimen und Spitälern verteilt werden. Umgekehrt habe die Pandemie aber dazu geführt, dass im Moment viel Solidarität in der Schweiz spürbar sei, erklärten Verantwortliche der beiden Hilfswerke. Die Ökumenische Kampagne wird seit 1969 durchgeführt. Das diesjährige Kampagnenthema ist dem Saatgut gewidmet. ti

Gastbeitrag

Vom künftigen Umgang mit dem Fragilen

Corona Die Ereignisse der vergangenen Wochen sind für den Aargauer Kirchenratspräsidenten Christoph Weber-Berg kein Fingerzeig Gottes, aber trotzdem ein Augenöffner für die Zukunft.



Kirchenratspräsident Christoph Weber-Berg.

Foto: Gerry Nitsch

Kann die Kirche noch im Dorf bleiben?

Immobilien Kirchliche Liegenschaften im Aargau sind fast eine Milliarde Franken wert. Um sie zu erhalten, wären jährlich rund 18 Millionen nötig.

Der Aufruf in der reformierten Mitarbeitenden-Zeitschrift «a+o» war auf den ersten Blick recht unspektakulär: «Um die Kirchenpflegen bei der Immobilienstrategie und bei der Bauplanung besser unterstützen zu können, beabsichtigt die Reformierte Landeskirche Aargau, ein Verzeichnis von Immobilien- und Baufachleuten zu erstellen.» Infos und Aufnahmeantrag seien bei David Lentzsch, Fachstelle Gemeindeentwicklung, erhältlich.

Es besteht Handlungsbedarf

Hinter der Aktion steckt allerdings eine Strategie des Kirchenrats, weil ökonomischer Handlungsbedarf besteht. Mit rund 330 Immobilien zählen die Landeskirche und ihre

75 Kirchgemeinden, nebst dem Staat und den Pensionskassen, zu den grössten Immobilienbesitzern im Kanton. Zum Portefeuille gehören 92 Kirchen, 66 Kirchgemeindehäuser, 24 Nebengebäude und rund 120 Pfarrhäuser und Pfarrwohnungen. «Es ist wie eine Milchbüchleinrechnung», sagt David Lentzsch: «Wir schätzen den Versicherungswert der kirchlichen Immobilien auf rund 900 Millionen Franken. Wenn man zwei Prozent davon als Aufwand für den Erhalt rechnet, sind das 18 Millionen pro Jahr.»

Derzeit betragen die jährlichen Steuererträge aller Kirchgemeinden laut Lentzsch rund 90 Millionen Franken. «Davon gehen 10 Millionen an die Landeskirche. Den

Die letzten Wochen waren von einem einzigen Thema dominiert. Man konnte ihm nicht ausweichen. Es war dauerpräsent, ganz egal ob man einen Bogen um fremde Menschen machte, ob man allein im Homeoffice arbeitete oder für die betagte Nachbarin Einkäufe tätigte – es war immer da. Ich brauche das Wort gar nicht zu erwähnen: Sie, liebe Leserin, lieber Leser, wissen längst, wovon die Rede ist.

Wenn ich zu verstehen versuche, was diese Allgegenwart einer gesundheitlichen Gefahr für mich bedeuten könnte, so kam mir oft das Wort «fragil» in den Sinn. Brüchig, zerbrechlich, fein und wertvoll wie Porzellan. Nicht, dass ich es gesucht hätte. Ganz im Gegenteil: Ich versuchte, es immer wieder wegzuwischen und zu verdrängen. Ich wollte mich beim Morgenspaziergang auf den Sonnenaufgang, das erwachende Grün, das Morgenlicht und die weisse Pracht der Kirschblüten fokussieren. Aber irgendwie war es immer wieder da: «fragil».

Spürbare Verletzlichkeit

Eines Morgens holte mich der Homeoffice-Koller ein. Mein normalerweise positives Gemüt und mein gesundes Selbstvertrauen wurden – «fragil». Es nervten mich alle E-Mails, die auf meinem Bildschirm erschienen, die Anrufe auf dem Handy, auf Skype, die Whatsapp-Nachrichten und die Dokumente, die ich zu studieren oder zu schreiben hatte. Ich befürchtete plötzlich, dass ich dem nicht mehr gewachsen sei. Mit meiner Stimmung nervte ich meine neuerdings wieder am Mittagstisch vereinte Familie, bevor wir uns bedrückt in unsere Homeoffice-Schneckenhäuschen zurückzogen. «Fragil».

Ich las in der Zeitung, schaute Nachrichten am Fernsehen. Es wird sie nicht wundern, dass mir das Wort «fragil» in den Sinn kam, wenn ich Bilder aus Flüchtlingslagern auf Lesbos sah, oder Berichte aus Spitälern, Interviews mit selbstständig Erwerbenden ohne Einkommen und ohne Aussicht auf staatliche Unterstützung. Ich deute das Schicksal, das diese Menschen trifft, nicht als Fingerzeig Gottes. Gott lässt nicht Menschen leiden, einfach damit andere Menschen das Leben besser verstehen können. Solche Deutungen sind nicht nur zynisch, sondern

schlicht überflüssig seit Karfreitag und Ostern: Das Leiden, der Tod und die Auferstehung Jesu Christi stehen am Ursprung des christlichen Glaubens. Es braucht keine weiteren Opfer, damit wir verstehen, wie fragil das Leben ist und wie gross die Liebe Gottes zu uns Menschen.

Unsere Stärke der Zukunft

Das verbietet mir aber nicht, nun doch über die Brüchigkeit und Zerbrechlichkeit, über den kostbaren Wert vieler Dinge nachzudenken, die mir sonst vielleicht allzu selbstverständlich erscheinen. Die Stabilität der Weltordnung zum Beispiel ist fragil, die Werte von Demokratie und Aufklärung werden brüchig, wenn aus Kriegsgebieten ver-

**«Der herrschende Wohlstand ist brüchig, sobald die Wirtschafts-
maschine stottert.»**

Christoph Weber-Berg
Kirchenratspräsident

triebene, verletzliche Menschen als Druckmittel internationaler Politik eingesetzt werden. Der herrschende Wohlstand ist brüchig, sobald die Wirtschaftsmaschine stottert. Familiäre und partnerschaftliche Beziehungen sind wie wertvolles Porzellan, wenn wir auf uns selbst und unsere engsten Familienmitglieder zurückgeworfen sind.

Die Ereignisse der vergangenen Wochen haben meine Augen vermehrt für die Zerbrechlichkeit und den Wert unserer Welt, unseres Lebens und unserer Beziehungen geöffnet. Nein, kein Fingerzeig Gottes. Aber menschliche Einsicht, verwurzelt im Glauben und genährt von der Hoffnung, dass sich unsere Stärke in Zukunft vermehrt am sorgsamem Umgang mit den fragilen Teilen unserer Welt, unserer Gesellschaft und unseres Lebens misst. Christoph Weber-Berg

Unterhalt für die Immobilien abgerechnet, verbleiben also noch rund 60 Millionen Franken für Personalkosten und kirchliche Veranstaltungen. Der Spielraum wird immer kleiner: Je geringer die Steuereinnahmen sind, desto mehr muss beim Personal und beim kirchlichen Leben gespart werden.»

Drohendes Missverhältnis

Um ein Missverhältnis zu vermeiden zwischen Immobilienunterhalt und den Ressourcen für das kirchliche Leben, entwickelt der Kirchenrat eine Immobilienstrategie. «Unser Kirchenratspräsident Christoph

Weber-Berg hat schon mehrfach betont, dass die Kirche ihre Ressourcen besser in Menschen investieren soll als in Gebäude.»

Gebäudezustand erheben

Eine Immobilienstrategie «über das Ganze» gibt es laut David Lentzsch noch nicht. «Das ist auch schwierig, weil die Situation von Gemeinde zu Gemeinde völlig unterschiedlich ist.» Ziel des jetzt initiierten Verzeichnisses sei es, die Gemeinden einerseits bei der Planung ihrer Strategie zu unterstützen und andererseits den Zustand der Gebäude baufachlich zu erheben.

«Die Kirchgemeinden werden nicht alle Gebäude aus eigener Kraft erhalten können», befürchtet David Lentzsch. Betroffen seien vor allem kleine Gemeinden mit historischen Gebäuden. «Es darf doch nicht so weit kommen, dass wir um alte Kirchen einen Bretterverschlag bauen müssen, um wenigstens den Zerfall aufzuhalten. Der Kirchenrat sucht intensiv nach Möglichkeiten, die Kirchgemeinden in diesem Zusammenhang zu unterstützen und zu entlasten.» Thomas Illi

«Die Kirchgemeinden werden nicht alle Gebäude aus eigener Kraft erhalten können.»

David Lentzsch
Fachstelle Gemeindeentwicklung



Social Distancing wird auf längere Zeit zur Notwendigkeit, doch es verändert auch unsere Wahrnehmung der Menschen um uns herum.

Foto: Reuters

Das Virus verändert den Blick auf den Mitmenschen

Gesellschaft Die Pandemie wird Spuren hinterlassen, selbst wenn die Bedrohung nicht mehr akut ist. Im Miteinander, in der Beziehung zu uns selbst und in der Beschäftigung mit existenziellen Fragen.

Kein Händeschütteln mehr, kein Küsschen, keine Umarmung zur Begrüssung. Gespräche mit Nachbarn, Freunden und selbst Verwandten nur mit Abstand. Und der wöchentliche Grosseinkauf mutet an wie eine Exkursion in feindliches Gebiet. Der Feind wiederum ist unsichtbar und könnte überall lauern: in der jungen Frau, die zielstrebig mit dem Einkaufswagen vorbeizieht, oder im schnaufenden Jogger, der den Hof passiert, selbst im Kleinkind der Nachbarsfamilie.

Das Coronavirus hat unser Empfinden gegenüber anderen innerhalb weniger Wochen verändert. Die Pandemie bündelt und verstärkte Tendenzen, die in der Gesellschaft bereits existieren, erklärt Hartmut Rosa, Soziologieprofessor von der Universität Jena. Dazu gehört für ihn die Begegnung des Fremden mit latenter Abwehr. «Genau das wird jetzt zum körperlich stark erfahrbaren Grundmoment. Es wird der Sinn geschärft: Der andere ist eine mögliche Bedrohung.» Rosa hält das für

«Es wird der Sinn geschärft: Der andere ist eine mögliche Bedrohung.»

Hartmut Rosa
Soziologe

problematisch, weil für ihn Leben gerade dann gelingt, wenn man bereit ist, sich auf etwas Neues, Fremdes, einzulassen – oftmals auch mit unklarem Ausgang.

Die Erfahrungen der Krise dürften Spuren hinterlassen, auch wenn die Gefahr einmal weitgehend gebannt sein sollte. Die Soziologin Teresa Koloma Beck forscht über Kriegs- und Nachkriegsgesellschaften und stellt mit Blick auf Gefahrenvermeidung Ähnlichkeiten fest. «Verhaltensänderungen zum eigenen Schutz im öffentlichen Raum bleiben oftmals länger bestehen als eigentlich nötig.» Unbewusst verselbstständigten sich im Körper die neuen Gewohnheiten. «Selbst wenn ein Impfstoff verfügbar ist, verschwindet diese Wahrnehmung des anderen als Gefahrenträger nicht von einem Tag auf den anderen», sagt Koloma Beck, Professorin an der Universität der Bundeswehr in München und tätig am Hamburger Institut für Sozialforschung.

Der Fremde als Helfer

Der Fremde als Gefahr oder als jemand, der einem gleichgültig ist und deshalb auch keine besondere Rücksicht verdient: Das sind negative Ausprägungen der gegenwärtigen Pandemie. Demgegenüber steht eine vielfach beschriebene Welle der Solidarität, die Fremde zum Helfer macht. Leute aus dem Quartier bringen alten oder kranken Menschen Einkäufe nach Hause, hüten Haustiere oder Kinder.

Die Hilfsbereitschaft überrascht uns, da Solidarität gegenüber Fremden in der individualisierten Wohlstandsgesellschaft unter normalen Umständen kaum mehr nötig sei, sagt Rosa. «Für jedes Problem gibt

es eine institutionelle Zuständigkeit, den Arzt, den Klempner, den Anwalt.» Jetzt, da viele Dienstleistungen nicht mehr erhältlich seien, rücke solidarisches Handeln wieder

«Es stellt sich die Frage, ob die Solidarität genügend tief in uns verankert ist.»

Christoph Stückelberger
Ethiker und Theologe

ins Blickfeld. Für den Zürcher Ethiker und Theologen Christoph Stückelberger ist es beeindruckend, wie die Solidarität greift. «Es stellt sich aber die Frage, ob diese genügend tief in uns verankert ist oder nur eine pragmatische Notwendigkeit darstellt.» In diesem Fall würde sie nicht lange anhalten.

«Wir» oder «die»

Entscheidend ist nach Einschätzung von Gesellschaftswissenschaftlern insbesondere, wie sich auf längere Sicht die Solidarität zwischen den Generationen entwickelt. Dass die Massnahmen des Social Distancing von der gesamten Bevölkerung eingehalten werden, ist für ältere Menschen, für die eine Erkrankung oft bedrohlich werden kann, entscheidend. Auf ihren gewohnten Alltag

verzichten müssen deshalb auch die Jungen, für die das Virus wenig Gefahr darstellt.

Soziologe Rosa sieht in dieser ungleichen Kosten-Nutzen-Verteilung die Gefahr von Spaltungen. Für ihn ist es entscheidend, die Verzichte der Jungen nicht zu bagatellisieren, sondern anzuerkennen. Und entsprechend zu kommunizieren. «Solidarität zerbricht immer, wenn ein «wir» und ein «die» konstruiert wird; «wir» dürfen etwas nicht, um «die» zu retten.» Damit die Solidarität zwischen den Generationen in der Krise und darüber hinaus Bestand hat, sei es entscheidend, einen «Wir-Sinn» zu schaffen. «Wir wollen nicht, dass unsere Alten sterben, wir wollen eine Gesellschaft sein, die sich um alle kümmert.»

Der Blick nach innen

Doch die Pandemie verändert nicht nur die Sicht auf die anderen. Hartmut Rosa sieht sie auch als möglichen Ausgangspunkt für einen Pfadwechsel in der Auseinandersetzung mit uns selbst. Denn: Ein Grossteil der Bevölkerung verzeichnet gähnende Leere im Terminkalender. Reisen, Sitzungen, Kulturveranstaltungen oder Familienfeste sind abgesagt, die Hamsterräder angehalten.

Diese «unfreiwillige Entschleunigung» werde vielfach als unangenehm empfunden, zumal sie bei einem Teil der Bevölkerung mit wirtschaftlicher Existenznot einhergeht, führt Soziologe Rosa aus. Die freie Zeit könne aber nützlich sein, um herauszufinden, was einem tatsächlich wichtig ist, und biete Raum, um mit diesen Dingen in Verbindung, in Resonanz, zu treten. Obwohl die Wirtschaft bald wieder hochfährt und mit ihr das normale Tempo zu-

rückkehrt, hätten die in der Zeit gewonnenen individuellen Erkenntnisse Bestand.

Der Wert der Natur

In der Frage, ob die Pandemie tatsächlich auch im Hinblick auf den Kampf gegen die Klimaveränderung positive Langzeitfolgen haben wird, äussern sich Experten vorsichtig optimistisch. Der Ethiker Christoph Stückelberger plädiert dafür, die Erholung der Natur als Ermutigung zu betrachten. Die Corona-Krise zeige, dass sich auch mit eingeschränkten Flugmöglichkeiten leben und grössere Restriktionen im Flug- oder Autoverkehr verkraften liessen.

Auch Rosa sieht eine Chance für Veränderung. Die vergleichsweise erfolglose Klimapolitik der letzten Jahrzehnte habe bei den Menschen zu einer «gewaltigen Ohnmachtserfahrung» geführt. Grüne Parteien, Klimagipfel, Verpflichtungserklärungen, nichts habe zu einem entschiedenen Kurswechsel geführt. «Dann kommt ein Virus, und wir machen die Erfahrung, dass wir tatsächlich politisch handeln und die Räder zum Stillstand bringen können, wenn wir das wollen.»

Tod als kollektives Thema

Die politische Schlagkraft im Kampf gegen die Pandemie steht in Kontrast zum Gefühl der Unkontrollierbarkeit, die das Virus bislang mit sich bringt. Kein Impfstoff, kein Medikament und unterschiedlichste Krankheitsverläufe.

Die Themen Tod und Sterben beschäftigen, anders als in normalen Zeiten, nicht nur einzelne, von einem Todesfall betroffene Menschen, sondern die gesamte Gesellschaft. «Diese Allbetreffenheit wirft Fragen auf, denen man sich sonst nur ungern stellt», sagt Teresa Koloma Beck. Mit diesen existenziellen Themen befassten sich vor allem Kunst und Religion. Deshalb kommen diesen gesellschaftlichen Bereichen in der derzeitigen Situation eine besondere Bedeutung zu.

Auch Rosa geht davon aus, dass das Bedürfnis nach einem Gefühl für eine Verbindung mit «dem Umgreifenden» in diesen Zeiten zunimmt. Die Verletzbarkeit und die Unverfügbarkeit des Lebens sind für den Soziologen ein wiederkehrendes Thema der Bibel. «Ich glaube, das Coronavirus ist wie ein Anruf an die Gesellschaft, und auch die Kir-

«Diese Allbetreffenheit wirft Fragen auf, denen man sich nur ungern stellt.»

Teresa Koloma Beck
Soziologin

che muss ihre Antwort darauf finden.» So stellt sich für ihn auch die Frage, ob es so etwas wie Geschick, Schicksal gebe. «Natürlich will ich nicht sagen, dieses Virus hat irgendeinen Sinn. Aber es bringt die Gesellschaft in Reflexionsmodus.» Was auch dazu zwingt, Antworten auf «unser Verhältnis zur letzten Wirklichkeit zu finden».

Cornelia Krause, Sandra Hohendahl

Interview mit dem Soziologen Hartmut Rosa:
reformiert.info/rosa

Fröhliche Botschaften in verwirrlichen Zeiten

Corona Auf der ganzen Welt sind Menschen gezwungen, daheim zu bleiben und keine Menschen ausserhalb des eigenen Haushalts zu treffen. Wer Zeit und Musse hat, entdeckt Neues oder setzt endlich Pläne um. Einige Beispiele aus dem Aargau.

Erstmals seit Jahren im Vitaparcours



«Ich muss einmal am Tag mit meinen 9- und 13-jährigen Kindern an die frische Luft und Sport treiben. Wir haben erst lange diskutiert, bis wir etwas fanden, das uns allen dreien Spass machen könnte: der Vitaparcours. Den absolvierte ich in meiner Kindheit ab und zu mit meinem Vater, aber seither nie mehr.

Im gewöhnlichen Alltag haben die Kinder so viel Programm mit Schule und Hobbys und ich mit meiner Arbeit, dass wir für uns drei selten gleichzeitig ein solch grosses Zeitfenster finden. Zurzeit machen wir auch viele Gesellschaftsspiele – das ist zu normalen Zeiten nicht so mein Ding.»

Corinne Dobler, 42, Pfarrerin

Kurz zurück zum alten Beruf



«Ich bin gelernte Schneiderin und Modedesignerin, arbeite aber seit vielen Jahren als selbstständige Grafikerin. Da ich nun weniger Aufträge habe, brachte ich meine Nähmaschine wieder in Schwung. In den letzten Tagen schlugen mir Freunde vor, Gesichtsmasken zu nähen. Meine Masken sind mit einem Spruch von Patti Basler bestückt. Für ein Lächeln in dieser schweren Zeit.

Ein Bild meiner ersten Gesichtsmaske postete ich gestern in den sozialen Medien, und prompt kamen Bestellungen. Dank der Musse habe ich ständig neue Ideen, und die eine oder andere wird bestimmt irgendwann umgesetzt.»

Zora Schiess, 46, Grafikerin

Statt Wellenreiten Skateboard fahren



«Eigentlich wollte ich in den Frühlingsferien mit einer Kollegin nach Portugal zum Surfen. Um mich dafür vorzubereiten hatte extra vor einigen Monaten ein Skateboard bestellt. Im Schulalltag fand ich dann allerdings nie Zeit oder Musse dafür. Jetzt übe ich jeden Tag mehrere Stunden vor dem Haus und kann schon einige Kunststücke, zum Beispiel den Kickflip. Auch fahre ich inzwischen auf die Quarterpipe.

Erst übte ich weiter drüben in der Nachbarschaft wo der Boden weicher ist, aber eine Frau meckerte über den Lärm. Also bastelte ich mir einen Gummiteppich und trainiere jetzt vor dem Haus.»

Annica Hoeve, 16, Kantischülerin

Auf dem Trampolin Zehnerreihen üben



«Meine Frau und ich arbeiten zurzeit im Homeoffice. Wir hätten einiges zu tun, doch mit zwei Kindern geht es drunter und drüber. Struktur ist also unerlässlich. Mit meiner achtjährigen Tochter verbringe ich fast jeden Tag eine «Schulstunde» auf dem Trampolin.

So üben wir zum Beispiel gemeinsam die Zehnerreihen, die sie lernen muss. Pro Sprung nennt sie eine Zahl. Wenn ihr die Zahl nicht genügend rasch in den Sinn kommt, darf sie einen Zwischensprung machen. So kann sie auf anregende Weise lernen, und ich gönne mir währenddessen mentale und körperliche Bewegung.»

Michael Schatzmann, 45, Sozialdiakon

«Ich geniesse sehr die viele Papa-Zeit»



«Letzten Herbst ist unsere Tochter geboren. Ich hatte zwar drei Wochen Vaterschaftsurlaub, aber danach sah ich meine Tochter unter der Woche kaum noch, da ich einen weiten Arbeitsweg habe. Morgens muss ich früh aus dem Haus, und abends komme ich spät heim. Nun arbeite ich im Homeoffice und habe unerwartet viel Papa-Zeit. Das geniesse ich sehr!

Was der Gesellschaft auch gut tut: Viele können den Geflüchteten nun nachempfinden, wie schlimm es ist, wenn man unfreiwillig von seiner Familie getrennt leben und sein Schicksal akzeptieren muss.»

Jathurshan Premachandran, 34, Jugendarbeiter

«Nun schreibe ich fast jeden Tag»

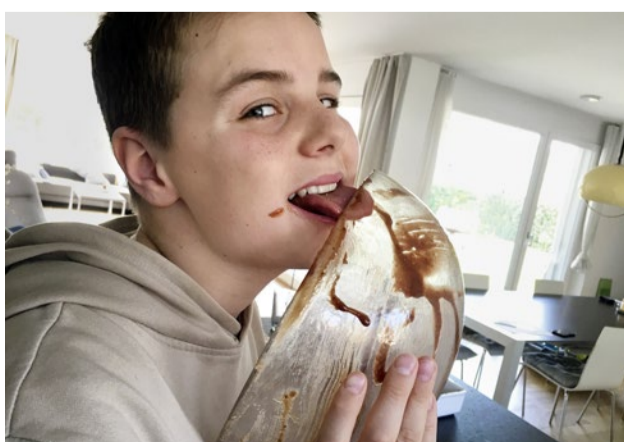


«Auf Instagram gefielen mir immer schon die Wörter, die mittels Handlettering gezeichnet werden, also mit schnörkeligen und geschwungenen Buchstaben.

Letzten Dezember besuchte ich einen Kurs, bestellte mir Bücher und die entsprechenden Stifte. Doch dann blieb alles einfach liegen. Nach der Arbeit war ich jeweils zu müde und schaute lieber Netflix, als mich nochmals an den Tisch zu setzen, denn Handlettering erfordert schon ein bisschen Konzentration. Nun schreibe ich fast jeden Tag und geniesse es sehr. Ich habe verschiedene Osterkarten sowie Geburtstagskarten beschriftet.»

Rahel Christen, 22, Kauffrau

Brownies, Tiramisu und eine Sahnetorte



«Bisher hatte ich keinen Unterricht. Meine Klasse erhielt freiwillige Arbeitsblätter. Für mich sind sie nicht freiwillig, meine Eltern wollen, dass ich sie mache. Als ich überlegte, was ich sonst noch tun könnte, fiel mir Backen ein. Einen Tag vor dem Lockdown hatte ich mit meiner Mutter eine Schwedentorte gemacht und das sehr gern.

Nun habe ich sehr viel Zeit, um das Backen weiterzuentwickeln. Diese Woche buk ich Brownies und bereitete ganz allein ein Tiramisu zu. Als Nächstes plane ich eine Sahnetorte. Meine Mutter ist jeweils meine Assistentin und hilft mir beim Abwasch.»

Yoshi, 12, Schüler

Jeden Morgen zum Sonnenaufgang



«Bei schönem Wetter gehe ich jeden Morgen auf den Staufberg und beobachte dort auf einem Bänkchen vor der Kirchenmauer sitzend den Sonnenaufgang. Ich bin jeweils ganz allein. Wenn ich dann die Inner-schweizer Berge, in der Ferne den Hallwylsee und die ganze Umgebung in dieses zarte Morgenlicht getaucht sehe, ergreift mich das jedes Mal. Dann fühle ich mich eingebettet in etwas ganz Grosses.

In gewöhnlichen Wochen habe ich dafür keine Zeit. Dann geht's vom Bett zum Frühstück ins Büro. Nun habe ich keinen Arbeitsweg und geniesse die Mussestunden.»

Christoph Weber-Berg, 56, Kirchenratspräsident

DOSSIER: 75 Jahre danach

«Werden Sie die Zeitzeugen, die wir nicht mehr lange sein können!»



«Das Unvorstellbare beschreiben»: Margot Friedlander in ihrer Wohnung in Berlin.

Foto: Dominik Butzmann

Margot Friedlander (98) erzählt unermüdlich ihre Geschichte. «Denn nur wer weiss, was geschehen ist, kann auch verhindern, dass es wieder passiert.» Die Jüdin war 21 Jahre alt, als sie in Berlin untertauchen musste, um der Verfolgung durch die Nationalsozialisten zu entgehen. Während 14 Monaten lebte sie im Untergrund. Ein Jahr vor Kriegsende wurde sie ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert, das vor 75 Jahren, am 5. Mai 1945, befreit wurde. Nachdem sie 1946 mit ihrem Mann nach New York emigriert war, kehrte sie 2003 zum ersten Mal nach Berlin zurück, wo sie nun seit zehn Jahren lebt. In ihrer Wohnung erzählt sie von den Schrecken der Nazizeit und dem Glück, in der Heimat wieder zu Hause zu sein. Und sie sagt, dass in jedem Menschen etwas Gutes steckt. «Man muss es nur herausholen.»

Im KZ war Albert Mülli nur noch Nr. 29331



KZ-Gedenkstätte Dachau: Klaus Schultz erzählt den Jugendlichen Verstörendes.

Foto: Sebastian Artl

Für die Abschlussklassen der Sekundarstufe Affeltrangen TG soll das System der Konzentrationslager nicht bloss ein Kapitel im Geschichtsbuch bleiben. Die Schülerinnen und Schüler schreiten durch das Tor des ehemaligen KZ Dachau und bekommen einen Eindruck von den geschichtlichen Abgründen des 20. Jahrhunderts. Auch 53 Schweizer wurden an diese Stätte des sadistischen Nazi-Terrors verschleppt.

G

laubt es!», telegraphierte die Kriegsphotografin Lee Miller an die New Yorker Redaktion der «Vogue», um ihre Fotoreportage aus dem KZ Dachau anzukündigen. Der Horror, den sie am 30. April 1945, einen Tag nach der Befreiung des Konzentrationslagers, fotografierte, überstieg die Vorstellungskraft der Menschen in den vom Krieg verschonten USA. Lee Miller drückte auf den Auslöser, als Häftlinge ihre toten Leidensgenossen, mehr Skelett als menschliche Körper, auf einen Lastwagen stapelten. Sie dokumentierte die Sex-Zwangsarbeiterinnen des KZ-Bordells ebenso wie die Leiche eines SS-Mannes im Wassergraben, den US-Soldaten, von der angetroffenen Grausamkeit überwältigt, in Rachejustiz hingerichtet hatten.

Schüler im Schreckensreich

Ende Februar 2020, somit knapp 75 Jahre nach Kriegsende, versammeln sich drei Abschlussklassen der Sekundarschule Affeltrangen TG morgens um 6 Uhr, besteigen den Bus und erreichen nach vier Stunden Fahrt die KZ-Gedenkstätte Dachau bei München. Sie gehen durch das Lagertor mit der zynischen Aufschrift «Arbeit macht frei», durch das zwischen März 1933 und April 1945 insgesamt 200 000 Menschen geschritten sind. Mehr als 40 000 von ihnen sind nie mehr aus dem Lager zurück in die Freiheit gelangt. Viele von ihnen wurden im Krematorium verbrannt.

In den Apriltagen 1945, als der Kriegslärm täglich lauter zu hören war, fehlte das Holz, um das Krematorium zu betreiben. So wurden die Leichen, wie Klaus Schultz in seinem weichen bayrischen Dialekt erzählt, zu Hunderten vor der Anlage deponiert. Schultz ist Diakon der Evangelischen Versöhnungskirche auf dem KZ-Gelände. Mit seiner rundlichen Figur und seinem dichten Schnauz strahlt er Ruhe aus. Indes schwingt bei ihm auch nach 23 Berufsjahren als Erklärer der Schrecken des KZ-Systems immer noch Betroffenheit mit. Ganz so, als würde er zum ersten Mal Sätze aussprechen wie: «Ich versuche euch nun von einem Ort zu erzählen, von dem man eigentlich nicht erzählen kann, weil das, was hier geschehen ist, unvorstellbar ist.»

Eine Notlüge rettet Naor

Es ist mucksmäuschenstill, während Klaus Schultz vor dem Krematorium vom Tag der Befreiung erzählt. Viele der befreiten KZ-Insassen seien noch Tage und Wochen danach gestorben. Denn Hunger, aussehende Zwangsarbeit und Krankheiten wie Typhus liessen viele der ausgemergelten Gestalten nicht mehr auf die Beine kommen.

Auch nach 23 Jahren Erinnerungsarbeit und Tausenden von Schülern, die er in dieser Zeit durchs Lager geführt hat, bleibt Klaus Schultz davor bewahrt, im Leierton die immer gleichen Geschichten zu erzählen. Denn er will berühren, will die Jugendlichen mit konkreten Schicksalen konfrontieren, die sich mit den Erfahrungen der jungen Leute verbinden lassen.

So erzählt er zum Beispiel von dem jungen Litauer Abba Naor. «Der war in eurem Alter», sagt Schultz. 14 Jahre alt sei er gewesen, als er diesen Ort des Terrors betrat. Lebensrettend für Naor war eine Notlüge. Statt sein wahres Alter anzugeben, das ihn als «arbeitsunfähig» auf einen Transport in ein Vernich-

tungslager gebracht hätte, rettete er sein Leben, indem er sich als 16-Jähriger ausgab.

Ein Schweizer Schicksal

Wenn sich eine Schülergruppe anmeldet, konsultiert Schultz jeweils das Register der Dachau-Häftlinge. 53 Schweizer hat er gefunden. 53 Menschen, die in dem Konzentrationslager inhaftiert waren, in drangvoller Enge hungerten, verprügelt wurden und von Schwerarbeit gezeichnet auf ihre Entlassung warteten. «1942 ist da ein Schweizer namens Albert Mülli eingetragen», so Schultz. «Leider weiss ich nicht, ob er überlebt hat.»

Im Buch «Schweizer KZ-Häftlinge»* wird das Schicksal des 22-jährigen arbeitslosen Sozialdemokraten Albert Mülli nachgezeichnet. Unwissend reiste er 1938 mit einem Kurierauftrag nach Wien. In dem von ihm transportierten Koffer fand die Gestapo kommunistische Propaganda. Er wurde zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt und kam 1942 nach Haftablauf nach Dachau.

Die Proteste der Schweizer Gesundheitskraft fielen lau aus. Der Verdacht, es mit einem Kommunisten zu tun zu haben, liess jedes diplomatische Eingreifen erlahmen und brachte nach dem Krieg die politische Polizei in der Schweiz auf den Plan. Sie bespitzelte Mülli, wenn er von Dachau berichtete. In seiner Fichenakte, die bis in die 1960er-Jahre geführt wurde, erzählte Mülli das Gleiche, was auch Klaus Schultz den Schülern erklärt: Wie er beim Eintreten ins KZ mit Fusstritten und Ohrfeigen empfangen wurde, wie sein ganzer Körper rasiert wurde, wie er mit Entlausungsmittel desinfiziert und schliesslich in die blaue Zebrafärbung gesteckt wurde. «Von Anfang an beraubte man die Häftlinge ihrer Würde. Mit dem Eintritt ins KZ hat jeder seinen Namen verloren und wurde nur mit einer Nummer aufgerufen», berichtet Klaus Schultz.

Albert Mülli hatte die Nummer 29331 und als politischer Gefangener einen roten Winkel aufgenäht. «Was denkt ihr, was sonst noch für Gruppen von Gefangenen nach Dachau kamen?», fragt Schultz. Juden, lautet die Antwort der Schüler. Homosexuelle werden noch genannt, und Schultz ergänzt die Liste der von den Nazis Verfolgten: Pfarrer, Bibelforscher, Sinti und Roma, weiter sogenannte Asoziale und Kriegsgefangene aus ganz Europa. Für jede Kategorie der Insassen gab es ein Symbol. Alle wurden nummeriert. Akribische Ordnung herrschte in diesem 18 Hektaren grossen Reich des Schreckens.

Über dem Appellplatz weht ein kalter Wind. Schultz erzählt, wie er vor drei Jahren an einem eisigen Februartag mit Abba Naor über den Platz ging und der Holocaust-Überlebende, eingehüllt in warme Winterkleider, sagte: «Ich kann mir nicht vorstellen, wie ich damals diese Kälte ausgehalten habe.»

Der Hüter der Zeugnisse

Nebst Abba Naor hat Schultz viele andere Überlebende getroffen. Er ist ein «Zeuge der Zeugen». Denn nur wenige ehemalige Lagerinsassen leben noch und können von ihren Erlebnissen berichten. Schultz trägt ihr Zeugnis weiter. Er erzählt von den Schrecknissen, die sich auf dem Appellplatz zugetragen haben, wenn abends nach dem Zählappell der SS-Mann in bürokratischer Akribie die Zahl der Toten unter der Rubrik «Abgänge» notierte.

Vor allem gegen Ende des Krieges war das Sterben allgegenwärtig. Je mehr Polen, Russen und Juden ins Lager kamen, desto brutaler wurden die Fantasien der SS-Männer, um die Entmenschlichung voranzutreiben. Ein Lagerinsasse notierte später: «Selbst eine tote Katze auf der Strasse hätte wahrscheinlich mehr Mitgefühl ausgelöst als die Menschen, die auf dem KZ-Gelände am Sterben waren.»

Gestorben wurde auf viele Arten. Mit gebundenen Händen wurden Insassen an ein Seil gehängt. Stundenlang hingen sie in der Luft, überspannte sich ihr Körper, auf den die SS-Schergen eindroschen. Auch in der Krankenabteilung ging der Tod um, wo Menschen Unterkühlungsversuchen ausgesetzt, mit Malaria infiziert oder in der Druckkammer zu Tode gequält wurden.

Freiwillige Folterknechte

In die aufgewählten Gesichter der Schüler hinein sagt Schultz: «Die SS-Leute haben das freiwillig gemacht. Es ist eine Schutzbehauptung, dass sie dies unter Zwang tun mussten.» Ein Schüler fragt später im Bus auf der Heimfahrt: «Was die SS-Männer wohl zu Hause ihren Familien erzählt haben?» Ein anderer ist sich sicher: «Das kann sich in Europa nicht wiederholen.» Bald wollen sich die Jugendlichen von den Erlebnissen des Besuchs in der KZ-Gedenkstätte ablenken. Es wird gegamt, geschattet und geplaudert nach diesem verstörenden Tag.

Auch die Fotografin Lee Miller schien sich am Abend des 30. April 1945 mit einer künstlerisch inszenierten Performance Blut und Dreck vom KZ Dachau buchstäblich abwaschen zu wollen. Sie legte sich in der Münchner Wohnung von Adolf Hitler in dessen Badewanne und liess sich nackt von ihrem Kollegen fotografieren. Eine coole Pose, doch Alkoholismus und Depressionen sollten sie ihr weiteres Leben begleiten – nicht zuletzt auch wegen ihrer Kriegerlebnisse.

Den einstigen Häftling Alfred Mülli verfolgte das KZ ebenso bis zu seinem Tod 1997. Als Demenzkranker rief er immer wieder, als würde er zum Appell antreten, im zackigen Ton seine KZ-Nummer: «29331!» Delf Bucher

*B. Spörrli, R. Staubli, B. Tuchschmid: Schweizer KZ-Häftlinge. NZZ Libro, 2019, 320 Seiten, Fr. 48.–.

Seelsorge im Flur und Raucherzimmer

Psychiatrie Christine Stuber ist Seelsorgerin bei den Psychiatrischen Diensten Aargau. In spontanen Begegnungen hört sie zu und sucht mit den Patienten nach Ressourcen. Manchmal ist das Spiritualität.

Das Treffen mit Christine Stuber in Brugg-Windisch findet auf dem Kiesweg statt, der rund um das Hauptgebäude der Psychiatrischen Dienste Aargau verläuft. In normalen Zeiten würde ein Gespräch über Stubers Alltag als Psychiatrieseelsorgerin mitten in ihrem Arbeitsumfeld geführt: im Raum der Stille oder im Restaurant des Begegnungszentrums, wo sich Stuber mit Patienten über deren Befinden, über die Welt und manchmal über Gott unterhält. Doch zurzeit gilt in den Aargauer Spitälern ein Besuchsverbot, um die Patienten vor dem Corona-Virus zu schützen. Nur das Personal hat Zutritt.

«Der Glaube kann eine Ressource sein, aber auch Leid.»

Christine Stuber
Psychiatrieseelsorgerin

Sogar der Park ist an diesem sonnigen Tag menschenleer. Das Interview findet mit zwei Metern Abstand auf Stühlen statt. Christine Stuber trägt einen schwarzen Mantel mit bunten Blumen. Sie sagt: «Ich will Positives verströmen.»



Führt Gespräche ohne Behandlungsziel: Christine Stuber. Foto: Niklaus Spoerri

Einfach zuhören

Die Corona-Krise kommt in Stubers Gesprächen mit Patienten oft zur Sprache. Auch heute Morgen. «Ich unterhielt mich mit einer Frau mit Depressionen. Die ungewisse Lage belastet sie zusätzlich. Sie fürchtet sich davor, in der Klinik zu bleiben, aber auch, sie zu verlassen und der Stimmung alleine ausgesetzt zu sein.» Stuber überlegte mit ihr, was ihr im Moment guttun könnte.

Ressourcen zu stärken ist die wichtigste Aufgabe der Psychiatrie.

Doch Stuber tut dies vor einem anderen Hintergrund als Ärzte und Therapeuten: Sie ist Seelsorgerin im Dienst der Reformierten Landeskirche Aargau, zusammen mit Martin Schaufelberger. Auf der römisch-katholischen Seite sind dies Annette Weimann und Hans Niggeli. Alle vier pflegen in der Klinik eine christliche Gastfreundschaft für Menschen jedwelcher (Glaubens-)Herkunft. Sie sind für Gespräche da, ohne ein Behandlungsziel festlegen

zu müssen wie ihre Kollegen aus der Medizin. Ein weiterer Unterschied ist, dass sie Spiritualität als Ressource in Betracht ziehen, sofern sie beim Patienten eine Offenheit dafür wahrnehmen – was nicht immer der Fall ist.

Seit die Weltgesundheitsorganisation WHO 2005 das geistige Wohlbefinden in die Definition von Gesundheit mit einschloss, ist in der Psychiatrie und in Spitälern das Interesse, Spiritualität in den Behand-

lungsalldag zu integrieren, stetig gewachsen. «Der Glaube kann eine Ressource sein», weiss Christine Stuber, die seit 2008 als Seelsorgerin auf dem Areal Königsfelden in Windisch arbeitet. Manche Menschen würden sich in einer höheren Macht geborgen fühlen und aus Ritualen wie Gebeten Kraft schöpfen. Doch es gibt auch eine andere Seite: «Manche leiden unter ihrem Glauben, etwa weil sie ihre Situation als Strafe Gottes interpretieren.»

Heikle Gratwanderung

Beides begegnet Stuber in allen Altersgruppen. Kürzlich sprach sie mit einem Jugendlichen, der in grosser Not Gott vergeblich um Hilfe gebeten hatte und darüber verzweifelt war. Stuber: «Es ist jedes Mal eine Gratwanderung herauszufinden, ob Spiritualität vorhanden ist, ob sie positiv oder negativ behaftet ist und ob ich in letzterem Fall den Patienten helfen kann, sich mit dem Glauben zu versöhnen.» Spürt sie Offenheit, bringt sie oft die Botschaft der Erlösung ins Spiel: dass der Mensch nicht für alles verantwortlich ist, sondern sein Schicksal in Gottes Hand legen könne. «Bei Menschen mit Depressionen kann ich das gut einbringen, nicht aber bei Psychotikern, die oft nicht von ihren Überzeugungen abweichen.» Da mache sie Seelsorge rein durch Zuwendung.

Vor allem in der geschlossenen Abteilung sind die Patienten laut Stuber dankbar für ihre Präsenz. «Viele Menschen dort sind aufgrund ihrer Krankheitsbilder sehr einsam geworden.» Meist setzt sie sich einfach ins Wohnzimmer oder auf den Raucherbalkon und beginnt mit Patienten spontan ein Gespräch. Im letzten Gottesdienst brachte die Seelsorgerin das Gleichnis vom verlorenen Schaf. Einige Tage danach fand sie in ihrem Büro eine Papiertüte mit einem gestrickten Schaf darin. Eine Patientin bedankte sich mit der Handarbeit für die Predigt. Stuber: «Das sind Momente grosser Freude.» Anouk Holthuisen

Christine Stuber, 55

Die gebürtige Solothurnerin studierte Theologie, Hebräisch und Aramäisch. Sie arbeitete als Pfarrerin in verschiedenen Kirchgemeinden. Nebst ihrer Anstellung als Psychiatrieseelsorgerin ist sie als Religions- und Hebräischlehrerin an der Kantonsschule Wettingen tätig. Sie sitzt im Vorstand des Suizid-Netztes Aargau.

Leben als Singulär



Die Politik macht «Luz del Dia» keine Geschenke

Von Max Dohner

Wir stehen vor einem Rancho. Solche Hütten aus Brettern und Tonziegeln oder Wellblech findet man heute noch überall in Lateinamerika. Die Bewohner sind mausarm. Aber ihnen liegt daran, dass sich nicht allzu viel tut. Veränderungen jeglicher Art haben kaum je Segen gebracht. Dazu gehört die folgende Episode – vielleicht passt sie auch zu uns.

«Don Tageslicht» war ein Tagelöhner, der in Nicaragua lebte, als die Revolution ausbrach. Ihm mangelte es an allem, doch fehlte nichts, solange er am Wochenende jeweils getröstet wurde von Doña Clara, dem billigen Rum, den die Campesinos im Tal tranken, als wäre es ein flüssiges Matronenherz. Weitab vom Dorf stellten Revolutionäre gerade alles auf den Kopf. Die Sonne über den Bergen aber kam und ging wie gewohnt.

Ein TV-Team eilte aufs Land, um für den Nachrichtensender der neuen Machthaber ein Intro zu drehen. Das Team entdeckte vor dem Rancho den Tagelöhner, der sich gerade die Machete in den Gürtel band. «Exakt der richtige Typ!», sagte die Crew. Er misste nur ein paar Worte in die Kamera sagen. Und der Campesino sagte, was ihm vorgekaut wurde, indem er die Augen zum Himmel hob: «Yo soy libre como la luz del dia! Ich bin so frei wie das Tageslicht.» – «Dafür kriegst du einen Fernseher!», versprochen die Jungs aus der Hauptstadt und machten sich aus dem Staub. Fortan erschien der alte Campesino als Intro vor jeder Tagesschau: Ein Vulkan dampfte, Muchachas tanzten in Folkloreröcken zum Klang der Marimba. Dann sagte der Ranchero, den Blick nach oben gerichtet, seinen verdammten Satz: «Ich bin so frei wie das Tageslicht!»

Er wurde ein bunter Hund über Nacht, berühmt in jener Weise, von der man nie richtig weiss: Ist es Lob, Neid oder Hass? «Hola, Don Luz del dia», höhnten alle Kinder ihm fröhlich hinterher. Und der Fernseher? Der Alte sah sich selber nie im TV. Er wartete auf den versprochenen Kasten. Natürlich vergebens. Wieso sind wir nicht wirklich überrascht? Weil es uns allen ähnlich ergeht mit der so genannt grossen Geschichte und Politik. Doña Clara immerhin hält, was sie verspricht.

Max Dohner ist Schriftsteller und Journalist, zuletzt als Autor der «Aargauer Zeitung». Für seine belletristische Arbeit wurde er mehrfach preisgekrönt. Foto: Reto Schlatter

Von Adam bis Zippora

Abraham

Würden Sie Ihren eigenen Sohn opfern? Mit Opfermesser und einem Holzstoss, auf dem der Leichnam verbrannt werden soll? Sicher nicht. Abraham jedoch war dazu bereit. Gott hatte es ihm befohlen. Er schichtete Holz für das Feuer auf, fesselte den Knaben und hob das Schlachtmesser. Da gebot ihm ein Engel Einhalt. Gott habe nun gesehen, dass er ihm so ergeben sei, dass er sogar seinen Sohn für ihn hergeben würde. Abraham durfte seinen Sohn wieder losbinden.

Diese Geschichte steht in der Bibel im Zweiten Buch Mose, Kapitel 22. Noch viel mehr ist über Abraham nachzulesen. Mit seinen Eltern wanderte er aus dem Zwei-

stromland in die heutige Türkei ein und zog später mit seiner eigenen Sippe als Rinder- und Schafzüchter weiter ins Land am Jordan. Er soll ungefähr 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung gelebt haben. Ein prägender Charakterzug war seine Frömmigkeit: Er suchte und fand jenen Gott, der später zum Gott des Volkes Israels wurde, baute ihm Altäre und vernahm sein Wort. Er hatte zwei Söhne: Isaak, dessen Familie zum Volk Israel anwuchs, und Ismael, Stammvater der arabischen Völker. Auch der Stammbaum Jesu geht auf Abraham zurück. Deshalb nennt man das Judentum, das Christentum und den Islam die drei abrahamitischen Religionen. Hans Herrmann

Wie linderte David die Depressionen von König Saul? War Maria Magdalena die Geliebte von Jesus? «reformiert.» stellt biblische Personen vor.



Cartoon: Heiner Schubert



Abstand statt menschliche Nähe: «Social distancing» auf dem Friedhof.

Foto: Thomas Illi

Distanz halten, wo Nähe nötig wäre

Abschiednehmen Abdankungsfeiern nur noch im Kreis der Familie und mit zwei Metern Abstand zwischen den Trauernden: Was die Corona-Krise für Angehörige bedeutet und wie Pfarrpersonen mit der Situation umgehen.

«Ein Händedruck, ein Schulterklopfen, eine Umarmung, das alles hat bei der Beerdigung meiner Mutter gefehlt», erzählt Hansruedi Apolloni aus Kaisten. Wenn ein Mensch stirbt, versammeln sich seine Familie, Freunde, Nachbarn und andere Weggefährten. Geteiltes Leid ist halbes Leid. Die engsten Angehörigen der verstorbenen Person erhalten ein Händeschütteln oder werden

umarmt. Diese Gesten trösten nicht nur. Sie helfen auch über Unsicherheiten hinweg, die Trauernde am Tag der Abdankungsfeier empfinden können.

Abstand statt Umarmungen

Doch Hansruedi Apolloni konnte bei der Beerdigung seiner Mutter nicht einmal seinen Geschwistern und Enkelkindern nahe kommen.

Aus Sicherheitsgründen. Als seine Mutter am Freitag, 13. März, starb, hatte er sich ihre Abdankungsfeier noch ganz anders vorgestellt: Er rechnete mit rund 80 Gästen in der Kirche, der Bernerchor sollte singen, in dem seine Eltern aktiv waren. Und natürlich sollte es auch Umarmungen geben. Doch dann verbreitete sich das Coronavirus in der Schweiz. In den Tagen nach dem

Tod seiner Mutter wurden die Massnahmen ständig verschärft.

Deshalb wurde es nach mehrmaligen Planänderungen eine Abdankungsfeier im engsten Familienkreis am Grab. «Der Pfarrer hat das sehr gut gemacht», sagt Hansruedi Apolloni. «Doch aufgrund der Umstände hat mir etwas gefehlt.» 18 Familienmitglieder konnten an der Beisetzung teilnehmen.

Nachdem der Bundesrat das Versammlungsverbot von mehr als fünf Personen im öffentlichen Raum ausgesprochen hatte, mussten andere Trauernde im Aargau Beerdigungen mit noch weniger Personen planen. Ende März hingegen wurde erlaubt, dass bis zu 15 Personen aus dem engsten Familienkreis an Abdankungsfeiern teilnehmen dürfen. Wie lange noch welche Einschränkungen für Bestattungen gelten, blieb bis Redaktionsschluss allerdings unklar. Laut Kirchenratspräsident Christoph Weber-Berg sind weitere Änderungen wahrscheinlich. Eines jedoch steht fest: Egal ob 5, 10 oder 15 Personen an einer Abdankungsfeier teilnehmen dürfen, alle Trauernden müssen mit Beschränkungen planen, solange das Land mit der Eindämmung des Coronavirus beschäftigt ist.

Mehraufwand nicht scheuen

Die Aufgabe der Pfarrpersonen ist es, den Angehörigen Verstorbener in dieser Ausnahmesituation Halt zu geben und trotz der Umstände einen guten Abschied zu ermöglichen. Stefan Blumer, Pfarrer in Aarau, war besonders froh, als wieder Abdankungsfeiern in geschlossenen Räumen wie Abdankungshallen oder Kirchen zugelassen wurden. Ganz gleich, wie viele Personen an solch einer Feier teilnehmen dürfen, er ist der Überzeugung: «Man kann auch mit wenigen Menschen einen vollen Gottesdienst mit Orgelspiel feiern.»

Vor allem in der jetzigen Situation, in der Trauernde besonders isoliert sind, sollten Pfarrpersonen seiner Meinung nach den Mehraufwand nicht scheuen. Auch Corinne Dobler, Pfarrerin in Bremgarten, will den Trauernden in dieser Aus-

nahmesituation so viel Halt wie möglich geben. Sie denkt dabei auch an die Zeit nach der Abdankungsfeier. Denn die Abstandsregeln, die derzeit gelten, können bei Trauernden schnell zu grosser Einsamkeit führen. «Ich sehe es als meine Aufgabe, dass ich mich öfter melde und nachfrage, wie es geht», erklärt sie.

Verschiebung möglich

Falls die Angehörigen es wünschen, verschiebt Corinne Dobler die Abdankungsfeier zudem auf einen späteren Zeitpunkt. Wann die Beschränkungen aufgrund des Coronavirus tatsächlich aufgehoben sein werden, ist jedoch noch völlig unklar. Für Hansruedi Apolloni wäre es keine Option gewesen, die Abdankungsfeier nachzuholen: «Da-

«Man kann auch mit wenigen Menschen einen vollen Gottesdienst feiern.»

Stefan Blumer
Pfarrer in Aarau

mit sind Emotionen verbunden, die dann wieder aufkommen. Meine Mutter ist gestorben und wir wollten damit abschliessen», erklärt er. Er möchte aber die Verwandtschaft zu einem späteren Zeitpunkt einladen, um gemeinsam am Grab Abschied zu nehmen. Mit exakt so viel Nähe oder Abstand, wie es die Beteiligten wünschen. **Eva Mell**

Viele Bereiche der Kirche sind von den Beschränkungen betroffen. Aktuelle Infos unter www.ref-ag.ch/informationen-medien

Antworten aus einer banger Gegenwart

Bonhoeffer Dietrich Bonhoeffers Briefe aus dem Gefängnis haben den Publizisten Jürgen Werth zu Antworten aus unserer Lebenslage veranlasst.

Dass das Buch von Jürgen Werth, ehemaliger Direktor des Evangeliums-Rundfunks in Deutschland, jetzt erschienen ist, mag Absicht sein, gedenken wir doch des Todes von Dietrich Bonhoeffer. Am 9. April 1945, also kurz vor dem Ende des Dritten Reichs, wurde der regimiekritische Theologe hingerichtet. Es konnte jedoch niemand wissen, dass uns Bonhoeffers Briefe aus der Gefangenschaft anders als bisher nahekommen würden, weil uns die Situation des Eingesperrt-Seins besser nachvollziehbar geworden ist – auch wenn es natürlich ver-

messen wäre, präventive Isolation mit dem Leben in einer Gefängniszelle zu vergleichen. Auch das Buchkonzept des Autors Jürgen Werth trägt dazu bei, dass Dietrich Bonhoeffers Gedanken einen Bezug zur Gegenwart erhalten.

Antworten aus dem Heute

Bonhoeffer war es im Gefängnis gestattet, in vorgegebenen Abständen an die Eltern, später auch an seine Verlobte und an seinen Freund zu schreiben. Jürgen Werth beantwortet nun einige dieser Briefe aus seiner persönlichen Situation, als Älte-

rer – Bonhoeffer wurde 39-jährig – und doch Jüngerer, viel später Geborener. Die Zerstörung unserer Lebensgrundlagen, Klimawandel, Migration und Menschenrechte – diese unsere gegenwärtigen Sorgen bringt Werth in Beziehung zu den Werten und dem Widerstandsdanken des Gefangenen und zeigt so, dass Bonhoeffers Überzeugungen weit über dessen Situation und die damalige Weltlage hinaus Geltung behalten haben. Und die Lesenden ihrerseits bringen nun eben auch die Erfahrungen mit der Corona-Krise in die Lektüre mit ein.

Widerstand und Ergebung

Am 15. Mai 1943, also nach etwas mehr als einem Monat Gefangenschaft schreibt Bonhoeffer beispielsweise: «Die Situation als solche, d.h. der einzelne Augenblick ist ja vielfach gar nicht so anders als anderswo, ich lese, denke nach, arbeite, schreibe, gehe auf und ab, [...] und es kommt nur darauf an, sich an das



Dietrich Bonhoeffer.

Foto: Keystone

zu halten, was man noch hat und kann – und das ist immer noch sehr viel – und das Aufsteigen der Gedanken an das, was man nicht kann, und d.h. den Groll über die ganze Lage und die Unruhe in sich nieder-

zuhalten. Allerdings ist mir nie so deutlich geworden wie hier, was die Bibel und Luther unter «Anfechtung» verstehen.»

Im Antwortbrief aus dem Heute nimmt Werth die Lage des Gefangenen auf. Er macht das Dilemma deutlich, dem sich Bonhoeffer zu stellen hatte: Wie er, der auf Gewalt verzichten wollte, sich zum Tyrannenmord bekannte. Jürgen Werth schlägt hier die Brücke zur Gegenwart, indem er auf die Frage eingeht, wie wir uns angesichts des Flüchtlingselends im Mittelmeer verhalten sollen – eine ganz andere Situation, aber auch hier sehen wir nur schlechte Lösungen. So wird das Buch zu einer Begegnung mit Dietrich Bonhoeffer und gleichzeitig zum Anstoss für uns, uns unseren eigenen ungelösten Problemen zu stellen. **Käthi Koenig**

Jürgen Werth: Lieber Dietrich... Dein Jürgen. Gütersloher Verlagshaus, 2020, 191 Seiten, Fr. 22.30.

INSERATE

80 Jahre Unterwegs zum Du
Partnervermittlung persönlich – beratend – begleitend
www.zum-du.ch 052 536 48 87

Kinder fördern
Glauben entdecken
Familien stärken
Kirche leben
www.kindundkirche.ch

reformiert.
Folgen Sie uns auf
facebook/reformiertpunkt

www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

Tipps

Website

Der Aargau auf dem Bildschirm

Den Aargau kennenlernen, das geht auch virtuell. Das Aargauer Departement Bau, Verkehr und Umwelt bietet eine Übersicht auf Ereignisse und Entwicklungen in der Geschichte und Region des Aargaus an. Durch das Klicken auf einen Punkt in der digitalen Karte oder auf eine Jahrzahl werden Orte und Ereignisse zugänglich, Filme von Dorferlebnissen, Interviews mit bekannten Persönlichkeiten, Informationen zu raumplanerischen Entwicklungen und manches mehr. **kk**

www.zeitraumargau.ch



Zum Beispiel: ein virtueller Ausflug zur Ruine Stein in Baden.

Foto: Wikimedia

Digitales Archiv



Johannes von Gutenberg

Illustration: zvg

Alte literarische Werke allgemein zugänglich

Gedichte von Gerhard Tersteegen, Märchen von Ludwig Bechstein, ... Und was schrieb denn Isolda Kurz? All das und viel mehr ist zu erfahren im «Projekt Gutenberg». Hier sind die Werke von Autorinnen und Autoren veröffentlicht, die nicht mehr unter das Copyright fallen. Hier lässt sich Spannendes entdecken und Altes wiederfinden. **kk**

www.projekt-gutenberg.org

Kinderbuch



Wie weiter, Opa?

Illustr.: Hildegard Müller

Grossvater und Enkel auf dem Sonntagsausflug

Was Grosseltern alles leisten, ist uns inzwischen bewusst geworden. Was dabei alles geschehen kann, erzählt Friedbert Stohner als Opa, unterwegs mit seinen vier einfallreichen Enkelkindern. Die Fahrt zum Vergnügungspark wird aufregend für alle, aber am Ende können Klein und Gross darüber lachen! **kk**

Friedbert Stohner: Ich bin bloss der Opa. Hanser-Verlag, 2020, 128 Seiten, Fr. 15.90.

Agenda

Bücher

Was tun jene, die in der gegenwärtigen Situation keinen Internetanschluss haben und sich den Umgang damit auch nicht aneignen wollen? Man kann sich auch auf das konzentrieren, was man hat – Bücher zum Beispiel, Bücher, die seit Jahren im Regal stehen, Klassiker und Bestseller aus vergangenen Zeiten, die in vielen Häusern noch nicht «entsorgt» wurden.

Annebäbi Jowäger

Eine Geschichte über enge Familienverhältnisse, Abhängigkeiten, Quacksalberei – zeitlich weit weg und doch nachvollziehbar.

Jeremias Gotthelf: Hofenberg-Verlag, 712 Seiten, Fr. 55.90.

Die Leute von Seldwyla

Die «typischen Schweizer» von einst – John Kabys, Pankraz der Schmoller, Züs Bünzli – und doch, Ähnlichkeiten mit Zeitgenossen sind nicht ganz ausgeschlossen.

Gottfried Keller: Hofenberg-Verlag, 496 Seiten, Fr. 15.10.

Heidi

Ein Kinderbuch, das die Schweiz weltbekannt gemacht hat. Wir erinnern uns: Keine heile Welt, aber alles kommt gut.

Johanna Spyri: Fischer Taschenbuch, 304 Seiten, Fr. 12.90.

Schweizerspiegel

von Meinrad Inglin. Eine Schweizer Familie erlebt die Zeit des Ersten Weltkriegs mit all ihren Krisen – auch die Spanische Grippe wird drastisch geschildert. Umbrüche in der Schweiz, vom Autor in den Dreissigerjahren, einer ähnlich schwierigen Zeit, erzählt.

Meinrad Inglin: Limmat-Verlag, 2014, 904 Seiten, Fr. 49.–.

Mein Name ist Eugen

Eugen und seine Kumpanen haben Generationen zum Lachen gebracht. Und sie tun es immer noch, auch beim Wieder-Lesen.

Klaus Schädelin: TVZ, 200 S., Fr. 29.90.

Fernsehen

In den Maiwochen dieses Jahres bieten Radio und Fernsehen verschiedene Sendungen zum Ende des Zweiten Weltkriegs vor 75 Jahren an.

Berlin 1945, Tagebuch einer Grossstadt
Teil 1: Berlin wiegt sich Anfang 1945 in der Illusion, den Krieg zu überstehen. Aber das Chao kehrt zurück.

Di, 5. Mai, 20.15 Uhr, Arte

2. Teil: Am 30. April weht die Rote Fahne über dem Reichstag und Adolf Hitler nimmt sich in seinem Bunker das Leben. Es dauert noch zwei Tage, bis sich die Stadt ergibt. Die Alliierten übernehmen die Macht und teilen die Stadt auf.

Mi, 6. Mai, 21.45 Uhr, Arte

Diplomatie

August 1944: General von Choltitz (Niels Arestrup) erhält den Befehl, Paris zu zerstören. Der schwedischen Konsul Nordling (André Dussolier) verspricht ihm eine sichere Ausreise seiner Familie, wenn er die Stadt verschont. Ein Film von Volker Schlöndorff (2014).

Mi, 6. Mai, 20.15 Uhr, Arte

Geraubte jüdische Kunstsammlungen

Ein Bericht über das Schicksal von jüdischen Kunstsammlungen, die enteignet wurden oder aus Not verkauft werden mussten. Bis heute sucht die Provenienzforschung nach Kunstwerken, die auf unrechte Weise neue Besitzer fanden und restituiert werden sollten.

Sa, 9. Mai, 19.20 Uhr, 3sat

Podcasts und Apps

Übersicht

Auf der Website der Aargauer Reformierten ist eine Sammlung von Internetadressen zu finden, über die Meditationen, Predigten und Hilfsangebote von Kirchgemeinden zugänglich sind.

www.ref-ag.ch/meine-kirche/kirchgemeinden_corona.php

Ermutigungen

Hoffnung trotz Coronavirus! Mike Gray, Andrea Bianca, Carina Russ und Achim Kuhn sowie weitere Pfarrerrinnen und Pfarrer erzählen Ermutigendes gegen die Einsamkeit und die Angst.

www.reformiert.info/ermutigungen

Auslegungen von Bibeltexten

An jedem Tag legen Autorinnen und Autoren aus einem Team von Theologinnen und Laien einen Bibeltext aus dem Alten oder Neuen Testament aus. Persönlich oder theologisch und immer inspirierend. Die Textauswahl folgt den Herrnhuter Losungen.

www.bolderntexte.ch

Blog Beisammen.ch

In diesem von Pfr. Reto Studer initiierten Blog teilen Menschen im Kelleramt ihre Erfahrungen und Gedanken in der Zeit des Coronavirus, sie berichten über Schwieriges und Erfreuliches, über Verzicht und neuentdeckte Freuden und ermöglichen so, dass wir uns auf ganz ungefährliche Art «näherkommen» können.

Beiträge können eingeschickt werden an: beisammen@ref-kelleramt.ch. www.beisammen.ch

Leserbriefe

reformiert. 3/2020, S. 1

Mit zwei Männern in Weiss hat der Vatikan ein Problem

Unappetitliche Intrige
Wir können nicht nachvollziehen, weshalb dieser Artikel erscheinen musste. Wieso auf der Titelseite? Wieso in der Zeitung für uns Reformierte? Und wieso eine unappetitliche, mögliche Intrige zwischen dem zurückgetretenen und dem amtierenden Papst derart ausbreiten? Was ganz genau soll diese «Story» für uns an Informationswert bzw. Wichtigkeit haben? Wir Reformierte brauchen uns weder über die Zustände im und um den Vatikan zu mokieren, noch brauchen wir dies zu kommentieren. Wir finden diesen Artikel deshalb grundsätzlich deplatziert und überflüssig. Gott sei Dank sind im Dossier «Plötzlich krank» auf eindrückliche und einfühlige Weise Menschen portraitiert. Das war für uns im positiven Sinne bewegender Lesestoff.

Susanne und Urs-Peter Sauder, Bonstetten

Verzicht auf Führung

Als katholisch sozialisierte Frau, die diese Kirche unter anderem wegen ihres Frauenverständnisses und dem, was Hubert Wolf «die historische Stärke des Katholizismus» nennt (klare Führung), verlassen hat, frage ich mich, was dieser Bericht soll. Im letzten Satz findet sich die Antwort darauf: Das Papsttum ist die einzige Einrichtung, die ihrem Inhaber absolute Macht verleiht. Auch ich finde es bedauerlich, dass Franziskus die für sich in dieser Angelegenheit nicht in Anspruch nimmt, einerseits. Andererseits erfüllt es mich auch wieder mit weiblicher Hoffnung, dass und wie er darauf verzichtet, und ich frage mich, ob der Autor es insgeheim bedauert, dass die reformierten Kirchen bewusst auf diese «klare Führung» verzichtet haben. Gertrud Kümin, Wädenswil

reformiert. 2/2020, S. 1

Der Hass verbreitet sich von Freund zu Freund

Das Bild bestimmt

Wie wäre es, wenn wir unseren Kindern im Elternhaus, in der Schule und im Religionsunterricht das Wesen des Hasses begreiflich machen würden? Wie alle negativen Emotionen (Missgunst, Groll, Gram, Furcht, Gier ...) ist auch Hass mit einem gravierenden Verlust an Lebensenergie des Hassenden verbunden. Wenn wir uns den Luxus solcher Emotionen leisten, verlieren wir immer Energie, die uns dann zum Beispiel für das Empfinden von Freude fehlt. Eigentlich hassen wir nicht die Person des Anderen, sondern nur das Bild, das wir uns von dieser Person machen. Im Internet attackieren wir also nur unser eigenes Bild der betreffenden Person. Wenn sich die Attackierten dessen bewusst wären, könnten sie besser damit umgehen und würden nicht alles so persönlich nehmen. Mit der Liebe ist es genau gleich. Wir lieben nicht die andere Person, wie sie ist, sondern lediglich das Bild, das wir uns von ihr gemacht haben. Beziehungskrisen entstehen meistens, wenn uns der Unterschied bewusst wird. Dabei werden in der Schuldfrage meistens Ursache und Wirkung vertauscht. Die Person, die dem Bild nicht entspricht, wird als schuldig befunden. Ein weiteres Mittel gegen den Hass wäre die Anleitung unserer Jugend zu bedingungsloser Selbstachtung – notwendig zum Abbau von inneren Konflikten. Hass und Aggressionen sind ein Nachausen-Tragen von inneren Konflikten. Zudem: Nur wer sich selbst achtet, kann auch andere Menschen achten.

Raymond Kind, Küsnacht

reformiert. 3/2020, S. 12

Gretchenfrage

Eindeutiges Bekenntnis

Das Interview mit Sportklettererin Alina Ring in der März-Ausgabe von «reformiert.» hat mich sehr gefreut. Die klaren Antworten der sympathischen Theologiestudentin stützen und bestätigen auch mich in meinem Glauben. Ich freue mich sehr, dass in Ihrer Zeitung einmal ein so eindeutiges Bekenntnis abgedruckt wird, mit vorbildlichen, nachahmenswerten Glaubensschritten. Der jungen Theologiestudentin wünsche ich den Segen Gottes. Rudolf Basler, Rombach

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.aargau@reformiert.info oder an «reformiert.», Storchengasse 15, 5200 Brugg. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

Korrigendum

reformiert. 4/2020, S. 1

«Von guten Mächten wunderbar geborgen»

In Berlin geschrieben

Dietrich Bonhoeffer schrieb sein Gedicht «Von guten Mächten» im Dezember 1944 im Kellergefängnis des Reichssicherheitshauptamts an der Prinz-Albrecht-Strasse in Berlin. Es entstand nicht wie im Artikel fälschlicherweise geschrieben im Konzentrationslager Flossenbürg. Dorthin wurde Bonhoeffer erst im Februar 1945 überstellt. Am 9. April 1945 wurde der Theologe und Widerstandskämpfer von den Nationalsozialisten ermordet. **red**

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich. www.reformiert.info

Gesamtauflage: 702724 Exemplare

Redaktion
AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broeilemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Sabine Schüpbach (sas)
Blattmacher: Hans Herrmann
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé
in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Aargau

Auflage: 100 017 Exemplare (WEMF)
46609 reformiert. Aargau: Erscheint monatlich
Herausgeberin: Reformierte Landeskirche Aargau, Aarau
Präsidium der Herausgeberkommission:
Gerhard Bütschi-Hassler, Schlossrued
Redaktionsleitung: Thomas Illi
Verlagsleitung: Hans Ramseier
Redaktion und Verlag
Storchengasse 15, 5200 Brugg
Tel. 056 444 20 70, Fax 056 444 20 71
redaktion.aargau@reformiert.info
verlag.aargau@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Bei der jeweiligen Kirchgemeinde
Inserate
Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch
Inserateschluss Ausgabe 7/2020
3. Juni 2020

Druck: DZZ Druckzentrum Zürich AG



Porträt

Aufgehen in Weite, Humor und Kreativität

Gemeinschaft Ursina Rüfenacht überlegt sich, der Kommunität Don Camillo in Montmirail beizutreten. Motiviert geht sie nun ins zweite Probejahr.



Das Anwesen der Kommunität in Montmirail ist gross. Ursina Rüfenacht packt überall mit an.

Foto: Alexander Jaquemot

Eigentlich hätte Ursina Rüfenacht an diesem Apriltag eine bernische Konfraturne durch Montmirail geführt. Für den Nachmittag war ein Team-Building-Parcours geplant. Wegen des Lockdown sitzt sie stattdessen in ihrem Wohnzimmer im historischen Gebäudekomplex und erzählt per Videoanruf, warum sie sich auf eine Probezeit in der evangelischen Kommunität Don Camillo eingelassen hat.

Seit letztem Juli lebt die 43-Jährige auf dem prächtigen Landgut zwischen Bieler- und Neuenburgersee. 2015 war sie schon als Volontärin in Montmirail. «Ich habe damals sehr viel Weite, Ernsthaftigkeit, Humor

und Kreativität erlebt.» Den Traum, in einem grossen Haus mit vielen Menschen zu leben, hatte sie schon immer. Im grossen Gästehaus empfängt die Kommunität Menschen für Ferien, Seminare, aber auch für längere Auszeiten. Sie bietet zudem Plätze für Zivildienstleistende und Volontäre und ist eng verbunden mit einer Einrichtung auf dem Anwesen, die Jugendlichen bei der Integration in den Arbeitsmarkt hilft.

Mehr als ein Job

Zwei Jahre Probezeit fand Ursina Rüfenacht erst sehr lang. Inzwischen sieht sie das anders. Wenn man zusammen arbeite und lebe, gehe es

um mehr als einen Job oder eine Wohnung. Und sie fügt an: «Man stolpert häufiger über sich selbst und auch mal über die anderen.» Da brauche es immer neu die Bereit-

Ursina Rüfenacht, 43

Nach der Ausbildung zur Ernährungsberaterin war sie in der Forschung tätig, hat sich in Grafik und Erlebnispädagogik weitergebildet, in SAC-Hütten gearbeitet und engagiert sich neben den Aufgaben in Montmirail für das Projekt «Tavolata», das Menschen zu Tischgemeinschaften verbindet.

schaft, sich mit dem Gegenüber und sich selbst auseinanderzusetzen, Gewohnheiten und feste Vorstellungen loszulassen. Der Glaube spielt für sie hier eine wichtige Rolle. «Gott ist mittendrin in diesem grossen Ganzen, er trägt mit.»

Zusätzlich zu ihren Aufgaben in der Kommunität macht Rüfenacht derzeit eine Vertretung in Aktivierungstherapie in einem Pflegezentrum. Danach wird sie sich nach einer Festanstellung umsehen; sie möchte weiterhin auch ausserhalb von Montmirail arbeiten.

Einkommen teilen

Der auswärts erwirtschaftete Lohn kommt in die gemeinsame Kasse. Das Zusammenleben in Montmirail wurde in mancher Hinsicht den unterschiedlichen Bedürfnissen von Einzelpersonen, Paaren und Familien angepasst. Alle leben in eigenen

«Man stolpert häufiger über sich selbst und auch mal über die anderen.»

Wohnungen und kochen meist für sich selbst. Doch am Teilen der Einkünfte hat man festgehalten. Alle bekommen den gleichen Grundlohn fürs Nötigste, egal ob sie auswärts oder in Montmirail arbeiten.

Für weitergehende Bedürfnisse erstellt jeder Haushalt ein Jahresbudget, das gemeinsam besprochen wird. Den Umgang mit Geldfragen unter den 18 erwachsenen Mitbewohnenden erlebt Rüfenacht als entspannt. «Ich leiste mir zum Beispiel Paddelferien in Schweden, dafür verzichte ich auf den Yoga-Kurs und übe allein.» Man versuche, einander besondere Wünsche zu ermöglichen, etwa eine Auszeit oder spezielle Ferien.

Im Sommer will Rüfenacht Zwischenbilanz ziehen und das zweite Probejahr bewusst mit Blick auf die anstehende Entscheidung angehen. «Würde es für mich hier gar nicht passen, hätte ich das vermutlich bereits gemerkt», sagt sie. Wichtig ist ihr, für mehr spontanes, unkompliziertes Miteinander auch ausserhalb der Tagzeitengebete und des Sonntagsgottesdienstes zu sorgen. Einfach ab und zu zusammen zu essen und entspannt etwas Zeit miteinander zu verbringen. «Schliesslich sind wir Menschen mit Geist, Seele und Körper.» Christa Amstutz

Gretchenfrage

Daniel Koch, Corona-Delegierter BAG:

«Wir sind nicht im Krieg gegen ein Virus»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Koch?

Ich bin im Oberwallis streng katholisch aufgewachsen. Dass ich Messdiener war, gehörte einfach dazu. Die Werte, die mir damals vermittelt wurden, prägen mich bis heute, aber die Religion und der Glaube sind für mich weit weg.

Hat daran auch die aktuelle Bedrohung durch das neuartige Virus nichts geändert?

Nein, ich fühle mich auch nicht eigentlich bedroht, habe aber durchaus Respekt vor dem, was uns gerade sehr beschäftigt. Mehr Sorgen bereitet mir, dass die momentane Krise bei vielen Menschen Angst auslöst, Angst vor der Krankheit, vor den wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Folgen. Jeder muss da seinen eigenen Weg finden, wie er damit umgeht. Wenn der Glaube dabei unterstützt, ist das sehr wertvoll.

Wo finden Sie Ausgleich zu Ihrem aktuellen Berufsalltag mit vielen öffentlichen Auftritten?

Ich bin regelmässig mit meinen zwei Hunden draussen unterwegs. Das Bewegen in der Natur und die Tatsache, dass wir drei ein gutes Team sind, erlebe ich als erfüllend.

In den Medien wirken Sie immer sehr ruhig und unerschütterlich. Entspricht das Ihrem Naturell?

Tatsächlich bin ich nicht ängstlich, im Gegenteil. Dazu kommt, dass ich schon etwas Erfahrung habe mit Krisen. Als Mitarbeiter beim Internationalen Roten Kreuz habe ich Situationen in Kriegsregionen erlebt, die noch ganz andere Ausmass hatten, als wir sie im Moment hierzulande sehen. Wir sind nicht im Krieg gegen ein Virus, sondern müssen als Gesellschaft mit einer Krisensituation fertigwerden. Das ist nicht vergleichbar.

Wie erleben Sie Social Distancing, fällt es Ihnen manchmal schwer?

Meistens nicht, doch ich habe einen kleinen Enkel. Ihn jetzt nicht mehr sehen und umarmen zu dürfen, vermisse ich schon.

Interview: Katharina Kilchenmann

Christoph Biedermann



Tipp

Buch

Texte, Gebete, Lieder – offline

Zwar gab es in den Passionswochen und an Ostern ein grosses Angebot an digitalen Feiern, aber das Singen vor dem Bildschirm ist doch gewohnungsbedürftig.

Ein Hilfsmittel, für das es keinen Internetanschluss braucht, gibt es schon lange, nämlich das reformierte Gesangbuch. Es wurde so konzipiert, dass es nicht allein im gemeinsamen Gottesdienst dienen kann, sondern auch für die persönliche Einkehr, bei Feiern im kleinen Kreis, für das Gestalten einer liturgischen Andacht mit Lesungen, Gebet und

Liedern, in Krisensituationen wie der Begleitung von Sterbenden oder bei einem Unglücksfall.

Singen tut gut, sogar wenn man allein ist und es nicht schön tönt. Man kann sogar am Telefon miteinander singen! Und wenn es überhaupt nicht mehr geht, lassen sich die Lieder auch lesen, vorlesen, auswendig aufsagen: «Geh aus, mein Herz...» – es müssen ja nicht alle 15 Strophen sein.

Und: Das Kirchengesangbuch ist nicht allein für Krisenzeiten geeignet. Es kann uns auch dann in unserem Leben weiter begleiten, wenn der altbekannte Alltag wieder eingekehrt ist. kk

Evangelisch-reformiertes Gesangbuch, TVZ, 1132 Seiten, Fr. 28.–



Daniel Koch (65), Arzt und Corona-Krisenmanager beim Bundessamt für Gesundheit.

Foto: Keystone